



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 23 November, 1953

Köln: Bund-Verlag, November, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Zorro – der Filmheld kämpft in Österreich

Ein tragisches Ende nahm dieser Tage der Cowboytraum eines achtzehnjährigen Jungen aus der Steiermark. Der Weinbauernsohn Alois S. aus Untergreith hatte sich in einem Anfall von Jugendwahnsinn in die südsteirischen Weinberge geflüchtet, um dort Texasabenteuer zu erleben. Alois S. schwärmte, von der Lektüre der Wildwesthefte angeregt, für das freie Leben eines Cowboys. Vor seinem Aufbruch zum Kampf fertigte er sich aus einem schwarzen Drillstoff eine Phantasieuniform nach dem Muster an, wie sie Zorro, der Held der Cowboyfilme, trägt. Dazu zog er Ledergamaschen an, setzte sich einen schwarzen Hut mit rotem Band auf und schmückte seine Brust mit von ihm erfundenen und selbstgebastelten Rangabzeichen. Bewaffnet war er mit einem Finnendolch und einer Pistole und 81 Schuß Munition. Außerdem wußte er sich einen Karabiner zu verschaffen.

Der erste Tag seiner Räubertätigkeit führte ihn in den Stall eines benachbarten Bauern, bei dem er eine Stute stahl. Auf dem Pferd ritt er dann vier Tage durch die verschiedenen Bezirke der Südsteiermark und verübte verschiedene Raubüberfälle. Nachdem ein großes Kontingent der Gendarmerie mobilisiert worden war, gelang es einer vierköpfigen Patrouille, den Achtzehnjährigen an einem Waldrand zu stellen. Er ritt in voller Rüstung auf dem gestohlenen Pferd. Als ihn die Landpolizisten anriefen, gab er dem Pferd die Sporen und griff sofort zum Karabiner. Die Gendarmen feuerten, und noch auf dem Boden liegend und schwer verwundet, schoß der Junge — getreu seinen Filmvorbildern — auf die Gendarmen, die ihn mit einer neuen Salve töteten.

Nach der Meinung medizinischer Sachverständiger handelte es sich bei dem unglücklichen Jungen um einen Fall von Jugendirrsinn, der durch das ständige Lesen von Wildwestheften hervorgerufen wurde.

Wildwest in Leipzig

FDJ auf dem Kriegspfad gegen Texas-Hemden.

Wie man einen überarbeiteten FDJ-Sekretär blitzartig aus seiner schöpferischen Versunkenheit erwecken kann, erfahren wir in der Ostberliner „Jungen Welt“: Man kreuze seinen Weg, bekleidet mit einem „Texashemd“. Dem Bericht der „Jungen Welt“ nach geurteilt, wirkt das auf den FDJ-Sekretär wie ein rotes Tuch auf den Stier. Man muß allerdings gewärtig sein, daß der so Erweckte einen kurzerhand in die Fresse schlägt.

Den letzten Ausgaben des FDJ-Zentralorgans „Junge Welt“ ist eindeutig zu entnehmen, daß Texashemden — also jene verzierten Überwürfe, die man nicht zu kurzer Hose tragen kann, weil alle Welt dann den Eindruck bekommt, man trage gar keine — etliche FDJler zu Tötlichkeiten hingerissen haben. So auch in Leipzig, wo FDJ-Sekretär Wladimir Hertig „blitzartig aus seiner Versunkenheit erwachte“, als ein Texashemd in seinen Gesichtskreis geriet. Der Wackere mobilisierte sogleich eine Schar Anti-Cowboys, die sich dann stark genug fühlten, den unglücklichen Texashemdtäger nach Wildwestmanier auf offener Straße zu entblößen. Das gleiche Mißgeschick widerfuhr noch in derselben Woche zwei jungen Leuten. Anwesende FDJ-Maiden fühlten sich ob dieses Scherzes laut „Junge Welt“ bestens erheitert.

Zur vollkommenen Ent-Texasifizierung und Verfeinerung der Sitten empfiehlt das FDJ-Zentralorgan dieses Verfahren wärmstens weiter. Einmal gegen die Cowboys und deren Pseudoherden auf dem Kriegspfad, kenat es keinen Halt mehr. Dichter müssen an die Front gen Texas, damit „Junge Welt“ seine Kampagne auch lyrisch fortsetzen kann. („Uffklärungsjeditich is immer jut.“) So erfahren die Leser des Blattes durch neun Knüttelverse, daß man in der „Deutschen Demokratischen Republik“ keine „Idiotentracht“ brauche, da man ja Kultur habe. Über die Verwerflichkeit des Texashemdes wird der Leser überdies zusätzlich durch etliche Zeichnungen belehrt, auf denen sich FDJ-Pimpfe mit HJ-Traditionsschlips und einige Strauchkötter über einen verblödeten Hemdenträger vor Lachen krümmen. Wenn die Entrüstung der FDJ-Funktionäre über Texashemden a) nicht so albern und b) nicht so traurig wäre, würden gewiß auch noch die Hühner lachen.

Oder gewinnt jetzt die ganze Affäre durch das närrische Betragen der FDJ-Funktionäre noch einen ernsthaften Hintergrund? Wird jetzt vielleicht das selbstgeschneiderte ostzonale „Texashemd“ zum stummen Demonstrationsmittel gegen ein Regime, das den Menschen vorschreibt, wie bunt ihre Hemden sein dürfen und wie bunt nicht?



Die Arbeitspause: Zwei Minuten Luft schöpfen in der bleichen Herbstsonne. Zwei Minuten lang ein paar Züge aus der Zigarette. Dann wieder an die Arbeit. Dieses Bild hat der Kölner Heinz Hanke in Frankreich fotografiert.

Auf ein Stichwort begann es zu brennen

Was in jener Nacht, vom 9. zum 10. November 1938, geschah, war wohl vorbereitet. So etwas kann nie und nimmer vergessen werden

Es war am 7. November 1938 in Paris. An diesem Tage schießt ein junger Jude mit Namen Grünspan auf den Sekretär der deutschen Botschaft Ernst vom Rath, der drei Tage später seinen Verletzungen erliegt.

Es war die Tat eines Verzweifelten. Grünspan als Jude, ein Glied jener Schicht Menschen, die seit dem Machtantritt Hitlers verleumdet, gequält, entrechtet und verfolgt werden, erhebt seine Waffe gegen einen jungen Mann, der für ihn die Verkörperung des Nazismus ist. Seine Schüsse sind zugleich Protest, daß die demokratische Welt die Verfolgung des jüdischen Volkes in Deutschland duldet.

Zwei Tage nach der unglückseligen Tat des jungen Menschen, der in dieser Welt den Glauben an das Recht verloren hatte, geschieht in Deutschland etwas, das aus der Geschichte Deutschlands und der Welt nicht ausradiert werden kann. Die blutige Tat des jungen Juden war nicht gut, aber sie ist zu begreifen und zu verstehen. Was zweieinhalb Tage später als Antwort in Deutschland geschah, war der Beginn der Barbarei.

Zweieinhalb Tage nach der Tat in Paris war um Mitternacht der Himmel über Deutschland rot. In allen Städten loderten aus den Synagogen, den Kirchen der Juden, die Flammen in den

nächtlichen Himmel. Die Geschäfte jüdischer Bürger wurden in dieser Nacht gestürmt und geplündert. In friedlichen Wohnungen tobten Hitlers Scharen und vernichteten Hab und Gut der Bewohner. Und der Tod ging um. Menschen wurden gemordet, über hundert Männer, Frauen und Kinder, alles unschuldige Opfer, wurden in dieser Nacht umgebracht.

Diese Nacht des Brandes, der Zerstörung, des Plünderns, des Raubes und des Mordes trägt den Namen „Kristallnacht“.

Was in jener Nacht geschah, war wohl vorbereitet. Auf ein Stichwort begann an allen Ecken des Landes schlagartig Vernichtung, Raub und Mord. SA und SS in Zivil bildeten die losgelassene Meute. Ungestört konnten sie ihr Werk vollenden. Die Polizei durfte die „Demonstrationen“ nicht hindern. Sie war für diese Nacht in die Quartiere befohlen.

Niemand, der an den Untaten dieser Nacht beteiligt war, wurde verfolgt oder bestraft. Selbst Mörder nicht. Da, wo die Staatsanwaltschaft aus Unkenntnis der Parteibefehle Ermittlungen anstellte, mußten diese auf Befehl von oben eingestellt werden.

Wie alles geplant war, bezeugen die nach 1945 aufgefundenen Protokolle und Dokumente. Eines

begann mit folgenden Worten: „Es werden in kürzester Frist in ganz Deutschland Aktionen gegen Juden, insbesondere gegen deren Synagogen, stattfinden. Sie sind nicht zu stören.“

Die „Kristallnacht“ vom 9. zum 10. November 1938 war die große Einleitung der Vernichtung des jüdischen Volkes in Deutschland. Was in jener Nacht begann, wurde danach in den Gaskammern der Konzentrationslager in großem Stil fortgesetzt. Hunderte jüdischer Männer, Frauen und Kinder wurden da Tag für Tag vergast.

Was hier bestialische Menschen von 1938 bis 1945 im Namen Deutschlands an Grausamkeiten begingen, ist in der Welt ohne Beispiel. Wenn die Toten nicht zeugten, könnte der menschliche Verstand einen solchen methodischen kalten Massenmord an Millionen Menschen nicht glauben.

So etwas kann nicht vergessen werden. Selbst wenn man es wollte. Diese tief schwarzen Flecke in Deutschlands Geschichte können nur ausbleichen, wenn wir in jedem, ob schwarz, gelb oder weiß, ob Christ oder Jude, den Menschen sehen und achten und niemals eine Anschauung mehr dulden wollen, die das Recht des Einzelnen mißachtet.

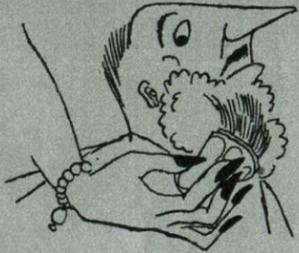
H. T.



Schon mehrfach wurden für Hunde Denkmäler errichtet. Eines der rührendsten enthüllte man vor 160 Jahren. Es trug die Inschrift: „Hier gedenken die Lebenden Jordanos. Ein Muster der Treue. Er wurde geboren in Rom im zweiten Jahr der Regierung Pius' VI. Er starb in Kopenhagen in dem denkwürdigen Jahr, da ein Pfund Zucker 43 Schilling kostete.“

Zarte Hand an rauher Backe

Weibliche Friseurlehrlinge sollen künftig auch im Herrenhaarschneiden und Rasieren ausgebildet werden. Dies beschlossen die Friseure des Kreises Eutin in Bad Schwartau (Holstein). Zu dem Beschluß hatte die Befürchtung des Eutiner Innungsmeisters beigetragen, daß die Auswirkungen des EVG-Vertrages in spätestens zwei Jahren zu einem starken Mangel an männlichen Friseurlehrlingen führen werden.



Mitfühlende Behörden

Die amerikanischen Landstreicher dürfen in Zukunft ihre Nächte in den Zügen der Untergrundbahn verbringen. Diese Entscheidung wurde von gerichtlicher Seite mit dem Fehlen gesetzlicher Vorschriften und den Worten entschuldigt: „Diese Leute sind zwar Wracks, aber nichtsdestoweniger haben auch sie menschliche Seelen.“

Hut ab im Fahrstuhl

In der Stadt Atlanta im Bundesstaat Georgia wurde vor kurzem ein neuer Verein mit dem stolzen Namen „Ritter des Südens“ gegründet. Wer Mitglied dieses Vereins werden will, muß sich schriftlich verpflichten, jederzeit in einem öffentlichen Verkehrsmittel seinen Platz einer Dame anzubieten und im Fahrstuhl den Hut abzunehmen, falls eine Dame mitfährt. Anderwärts tut man dies glücklicherweise auch, ohne ein „Ritter des Südens“ sein zu müssen.

Tradition schwächt

Seit vierhundert Jahren ritzen die Schüler der Oberschule von Ashbourne in der englischen Grafschaft Derbyshire am Tage ihres Abgangs von der Schule die Anfangsbuchstaben ihres Namens in die Mauern des Gebäudes ein. Jetzt mußte die Schulleitung einen Architekten mit der Verstärkung der Wände beauftragen. Die Tausende von Autogrammen haben das alte Gemäuer so sehr geschwächt, daß Einsturzgefahr besteht.

Ehrlich

In einem der Amsterdamer Museen liegt am Eingang ein Buch aus, in das die Besucher ihren Namen eintragen. Außerdem werden sie gebeten, anzugeben, was sie vor allem in das Museum getrieben hat. Eines Tages fand man folgende Eintragung: „Adrian Dupont. Anlaß des Besuches: Fürchterliches Regenwetter.“



AUFWÄRTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.

So ist mir schon einmal einer gekommen

Ein Frontsoldat legt sanft den Arm um deine Schultern und flüstert ganz unsoldatisch traulich: „Wir reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist“

„Plötzlich sah ich . . . einen russischen Panzer, welcher mit einem Affenzahn auf uns zukam. Rechts anziehen — Panzer kommen — konnte ich noch rufen, als schon ein T 34 die Höhe rauf war. Ein Schuß auf 80 Meter — Treffer! Dank der Schnelligkeit meines Richt-Uffz. . . . entwickelte sich mein Kurzrohr zu einem MG. Der erste T 34 blieb nach dem ersten Treffer stehen . . . und die Besatzung wollte heraus. Dieser Panzer wurde 5 Meter vor der Infanterie zum Stehen gebracht, welche nunmehr, durch diesen Erfolg ermutigt, die Besatzung vernichtete. Inzwischen war der nächste T 34 dicht hinter dem ersten aufgeföhren. Vier Schuß auf diesen sowie je 2 Schuß auf zwei plötzlich ankommende Sechzehn-Tonner genügten, um dieselben in Brand zu schießen. Wir konnten es nicht fassen, daß dieses Werk der Vernichtung sich in wenigen Sekunden abspielte. Noch nie hat mein Geschütz so schnell gefeuert . . .“

In 53 Druckzeilen müssen sechs Panzer und etliche Russen dran glauben. Heil und Sieg und fette Beute! Das war doch noch ein Leben, als man in der ruhmreichen deutschen Wehrmacht die echten Werte des Soldatentums pflegen und die Iwans massenweise umlegen konnte!

Leider, Kameraden, ist das ja vorbei. Diese Zeit, unsere Zeit, ist bar solcher Heldentaten und bar echten deutschen Mannestums. Uns bleiben nur die herrlichen Berichte, wie sie hier Herr Unteroffizier Horst Naumann für uns aufgezeichnet hat, der für diesen seinen und hier geschilderten heldenmütigen Einsatz von unserem Führer und Obersten Befehlshaber, Adolf Hitler, mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurde. Und damit unsere Kinder und Kindeskinde dereinst auch noch die Heldentaten von Unteroffizier Naumann erfahren, werden sie nunmehr gesammelt. Das tut der Pressaverlag in Flensburg. Sie erscheinen dann monatlich unter dem Titel „Der Frontsoldat erzählt . . .“ Der erste Teil heißt „Erlebnisse“. Siehe oben.

Erfahrungen . . .

„Das Sturmgeschütz, die schwere Infanteriewaffe des damaligen deutschen Heeres, hat sich auf allen Kriegsschauplätzen bestens bewährt. Besonders bei der Abwehr von sowjetischen Panzer-Massenangriffen brachte sie der hart kämpfenden Infanterie eine wesentliche Entlastung. Allein die Anwesenheit eigener Sturmgeschütze war psychologisch ungeheuer wertvoll, denn der im Loch hockende Landser wußte, hinter ihm stand eine wirksame und bewegliche Artillerie. Die Tragik für die Infanterie war nur die, daß in keiner Phase des Krieges auch nur annähernd genügend Sturmgeschütz-Einheiten zur Verfügung standen.“

Natürlich hat der tapfere deutsche Soldat den Krieg nie und nimmer verloren. Na-

türlich lag auch das Recht auf unserer Seite. Und selbstverständlich hatten wir die Atombombe. Nur den Wettlauf mit der Zeit, den haben wir . . . Aber das bleibt unausgesprochen. Vielleicht haben wir den Krieg gar nicht verloren? Wenn der „Frontsoldat erzählt“, könnte man es fast meinen . . . Erfahrungen! Sie haben nichts, gar nichts gelernt.

Ausblicke . . .

So heißt der 3. Abschnitt der Zeitschrift. Darunter fällt auch die Doppelseite „Frontsoldat und Jugend“. Da geht es noch nicht so zagig zu. „Ein Frontsoldat“ legt sanft den Arm um deine Schultern und flüstert ganz unsoldatisch-traulich: „Diese Seite soll in Zukunft nur für uns und unsere Verständigung sein, ein Eckchen, in das wir uns zurückziehen und in dem wir freundschaftlich offen, ohne Rücksicht auf peinliche Fragen, von Mann zu Mann sprechen wollen.“ „Sicher ist es schwer, weil du noch unter dem Eindruck der Schweinereien und Ehrabschneidereien krankhafter Gehirne stehst, die Bücher wie »Die Haut« oder die abgeschmackten Szenen aus »Die Nackten und die Toten« ausbrüten konnten, die damit

nicht nur den opferbereiten Frontsoldaten, sondern vielmehr noch deine junge Seele beschmierten. Filme, die ein »Morgengrauen« zum wahren Grauen des Beschauers machten, waren nicht dazu geschaffen, dich zu einem Menschen mit innerer Sauberkeit zu bilden . . .“ — Und: „Wir einfachen Frontsoldaten reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist.“

Freunde, so ist mir schon mal einer gekommen. Ich war dann dumm genug, mich mit 17 Jahren freiwillig zu melden. Mein Ausbildungsunteroffizier, Scheffler hieß das Schwein, sagte dann beim 21. Fliegerausbildungsregiment in Reims keineswegs „Junge Seele“ zu mir, sondern: „Sie Arschgeige!“ oder: „Sie stehen wieder da wie hingeschissen!“ oder . . . Das geht zu weit. Und auf dem ersten Ausgang, „geschlossener Ausgang“ war es, führte uns dieses Mistvieh ins Bordell, uns 17- bis 18jährige Jungen. Soweit meine Erlebnisse, Erfahrungen, Ausblicke . . .

Und was „Die Nackten und die Toten“ anbetrifft, so ist das kalter Kaffee. Wenn der Mann den deutschen Barras genau geschildert hätte, wäre das Buch als „öffentliches Ärgernis“ verboten worden . . .

Junge Mädchen an den Backtrog

Die Bottroper Bäcker suchen einen Ausweg, da sie keine männlichen Lehrlinge bekommen

Den Bäckern von Bottrop graben sich die Sorgenfalten mit jedem Tage tiefer in die Stirn. Wenn das so weitergeht, dann wird es binnen kurzem kein Brot und keine Brötchen mehr geben. Und die Bottroper geraten dann in jene berühmte Not, in der die Wurst auch ohne Brot schmeckt. Schmecken muß. Denn es wird über kurz oder lang niemand mehr in Bottrop sein, der sich an den Backtrog stellt. Es waren in den letzten Jahren, und die Bottroper Bäcker stellen das mit Trauer fest, immer weniger schulentlassene Jungen, die zu den Backöfen eilten. Der Bäckerberuf ist zwar ein sehr alter und sehr ehrbarer, aber das scheint auch alles zu sein. Die Jungen schwärmen heute von sogenannten modernen Berufen. Sie wollen alle Ingenieur und Architekt werden oder Kaufmann oder Düsenjäger. Aber Bäcker — nein. Dann lieber noch in den Pütt gehen, sagen die Jungen, wo man zwar mehr schuftet muß, dafür aber auch mehr Geld verdient. Und dann fangen sie schon an auszurechnen: „Ich verdiene dann in drei, vier Jahren soundso viel hundert, wenn ich Bäcker werde aber nur . . .“ Und da kommen eben die Bäcker nicht mehr mit.

Die Zahlen lügen nicht, und die Zahlen sagen klipp und klar, daß die Zahl der

Bäckerlehrlinge von Jahr zu Jahr abnimmt. Die Bottroper Bäcker mußten also einen Ausweg suchen. Und dabei verfielen sie auf das schwächere Geschlecht. Wenn die Jungen nicht mehr Bäcker werden wollen, sagten sich die Meister von Bottrop, dann werden die Mädchen vielleicht froh sein, wenn man ihnen die Möglichkeit einer anderen Berufswahl gibt als nur entweder Kochtopf, Ladentheke oder Schreibmaschine. Warum von nun an nicht der Backtrog auch für Mädchen? Soweit, so gut. Der Backtrog aber verlangt, daß man sich schon um fünf Uhr früh um den Brotteig kümmert. Das ist auch ein alter und ehrbarer Brauch. Leider aber für junge weibliche Bäckerlehrlinge ungesund und schädlich. Und mit gutem Grund gibt es ja auch eine Arbeitszeitordnung, die jede Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte vor sechs Uhr früh verbietet. Um diese Arbeitszeitordnung werden auch die Bottroper Bäcker nicht herumkommen. Selbst wenn das Bäckerhandwerk in Bottrop die Beseitigung der Nachwuchsnot jetzt von der Änderung dieser Arbeitszeitordnung abhängig macht. Die Gesundheit unserer zukünftigen Bäckerlehrlingsmädchen ist uns ein paar Brötchen wert.



Das ist Anschauungssache.

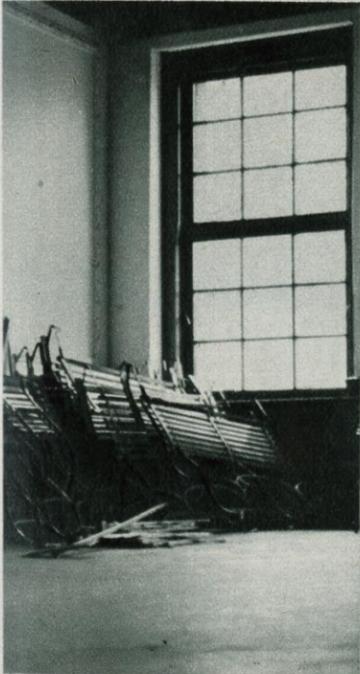
Das war die Offene Tür in Krefeld



Krefelds Offene Tür schlug zu. Das Schild „Haus der Jugend - Träger: Städtisches Jugendamt“ ist abmontiert. Selbst das provisorische „Vorläufig geschlossen“ an der Haustür ist jetzt verschwunden. Krefelds Offene Tür wird sich nicht mehr öffnen. Der gute Gedanke, auch den nichtorganisierten Jugendlichen ein Heim zu geben, endete mit einem Skandal. Statt zu einem Jugendheim wurde der frühere Oberbürgermeistersitz Steinstraße 147 zu einer Spelunke, einem Wartesaal 5. Klasse im Jahre 1947. Am 5. 10. 1953 wurde das Haus amtlicherseits geschlossen, und seitdem steht der ganze Riesenkasten leer (Bild oben). Zurück blieben Halma und Domino, Schachspiele und Tischtennisschläger, eine komplette Kinoanlage und eine Milchbar im Keller, ein großer Tanzsaal mit einem Haufen Stühle (unten links). Beschaulich wandeln nun wieder die Spaziergänger durch den Stadtpark (unten rechts). Sechs Monate konnten sie das nicht. Halbwüchsige Rowdys hatten ihn wie das Haus in ein Wild-West verwandelt.



Zurück blieb auch Peter Bönders, früher Mitglied der katholischen Jugend, heute Kreisjugendpfleger und Heimleiter der „Offenen Tür“. Idealist vom Scheitel bis zur Sohle. Er gab seine Wohnung auf und zog in die „Offene Tür“. Nun sitzt er mit seiner Familie in den kalten Räumen des Dachgeschosses. „Zu dem Fall selbst kann ich Ihnen nichts sagen“, erklärte er dem „Aufwärts“-Reporter Heinz Stuckmann, der der Sache nachging (oben). Die Stadtverwaltung hat alle Mitarbeiter zu strengstem Schweigen verpflichtet. Sie weiß schon weshalb. „Schade ist es“, meinte Peter Bönders nur. „Wir hatten mit so viel Liebe begonnen. Hier sind noch Fotos von der Eröffnungsfeier.“ Sein Finger zeigt auf die vielen Veröffentlichungen in der Presse.



„Ich habe ja gleich gesagt: das geht schief“, erklärte Willi Gobbers, Stadtjugendführer der katholischen Jugend in Krefeld. „Verwaltungsbürokratie und Personalpolitik sind keine Grundlagen für gute Jugendarbeit.“ Fotos: Held



So mahnt es in launiger Weise von der Wand des Treppenhauses im ehemaligen „Haus der Jugend“. „Nicht so“, möchte man der Krefelder Stadtverwaltung zurufen, die an vielem schuld ist. — Siehe dazu unseren Bericht unten.

Die Offene Tür ist geschlossen

Auf dem Delegiertentag des Landesjugendringes Nordrhein-Westfalen am 17. Januar 1953 im Landtagsgebäude zu Düsseldorf erhob sich als siebter Diskussionsredner Willi Schneider von der Evangelischen Jugend in Wuppertal und sagte u. a.: „Die Idee der Offenen Tür ist zweifellos ganz ausgezeichnet... Wenn Sie lernen wollen, wie die Arbeit der Offenen Tür aussieht, dann empfehle ich Ihnen, einmal nach Essen zu fahren und das Weigler-Haus zu besuchen, in dem sich Sonntag für Sonntag 400 bis 500 Jungen im Alter von 14 bis 17 Jahren vier und noch mehr Stunden zusammenfinden, ohne sich dabei nur eine Minute zu langweilen. Ich weiß nicht, ob eines der kommunalen Häuser der Offenen Tür eine derartige Besucherzahl aufweisen kann. Wir sehen aber, daß die Jugend gern in solche Häuser geht, die einen Charakter, einen Geist haben. Diejenigen Jugendlichen, die keine Gemeinschaftsjugend suchen — solche gibt es auch —, kommen auch nicht in die kommunalen Häuser der Offenen Tür.“

Zehn Monate später waren diese Worte durch konkrete Tatsachen widerlegt. Krefelds kommunales „Haus der Jugend“ hatte schon am Eröffnungstag weit über tausend Besucher. Es waren durchweg Jugendliche, die keine Gemeinschaftsjugend suchten. Daß das Experiment dennoch schiefging, ist nur auf eine Verkettung unglücklicher Umstände und mangelnder Erfahrung zurückzuführen. Oder will jemand behaupten, schon am Eröffnungstag hätten sich nur über tausend der schlimmsten Krefelder Rabauken zusammengefunden?

Der Skandal in der Steinstraße

Einige Wochen später waren es zweifellos Krefelds übelste Rabauken und Flittchen, die sich das „Haus der Jugend“, die Steinstraße und den angrenzenden Stadtpark als ihr Zentrum auserkoren hatten. Nach den einstimmigen Aussagen der Nachbarn und der Krefelder Jugend-

leiter, die hin und wieder interessehalber in der Steinstraße aufkreuzten, müssen sich da ganz handfeste Dinge abgespielt haben. Was als Begegnung der unorganisierten Jugend gedacht war, wurde zu einer intimen Begegnungsstätte von Jungen und Mädchen übelster Sorte. Darüber kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Und da das Haus für die tagtäglich anströmenden Massen zu klein war, setzte man diese Art der Begegnung gern im nachbarlichen Stadtpark fort. Dort war es noch dunkler als in den vielen Ecken und Nischen des Hauses. Dort reichte Peter Bönders Gewalt nicht hin. Dort ließ sich weit mehr „machen“.

Mehrmals mußte das Überfallkommando anrücken. Mehrmals ließ die Nachbarschaft geharnischte Proteste an die Stadtverwaltung los. Mehrmals mußte sich nicht nur die Jugendpflege, sondern auch die Jugendfürsorge mit den Dingen befassen. Dann war das Maß voll. Am 5. Oktober 1953 wurde das „Haus der Jugend“ geschlossen. Damit kam man der Polizei vielleicht nur wenige Tage zuvor.

Am Anfang war die Behörde

Damit fing das Übel an: Am Anfang war die Behörde. Schön, daß sie das Haus, die ehemalige Oberbürgermeister-Villa der Seidenstadt, zur Verfügung stellte. Schön, daß sie 43 000 DM für den Ausbau und die Einrichtung gab. Leider hat die Jugend heute nicht mehr soviel Initiative, so was selbst in die Hand zu nehmen. Es wäre auch noch alles gutgegangen, es wäre zumindest ein besserer Start vorhanden gewesen, wenn Stadtdezentrat Nettelbeck bei seiner Meinung geblieben wäre. Danach sollte die Stadtverwaltung hier nur „fünftes Rad am Wagen“ sein.

Aber während das Haus eingerichtet wurde, während Kreisjugendpfleger Peter Bönders, schon als Heimleiter vorgesehen, nochmals die

Einrichtungen der Offenen Tür in den USA studierte (er hatte dergleichen schon in England und Schottland getan), vergab derselbe Nettelbeck eigenmächtig die im Keller eingerichtete Milchbar an eine Freundin seiner Familie und stellte ein Fräulein zur Betreuung der Mädchen an, über deren diesbezügliche Qualifikation man zumindest streiten konnte.

Und schließlich ist der von derselben Behörde aus Anlaß der Eröffnung inszenierte Pressewummel anscheinend auch nicht ganz unschuldig am weiteren Verlauf der Dinge. Zumindest aber wären ohne diesen nicht auf Anhieb über tausend Jugendliche in der Steinstraße erschienen.

Und die Jugendverbände streikten

Die Jugendverbände haben jetzt zuweilen auch schon Behördenallüren. Sie wollen auf jeden Fall die Finger mit drin haben. Ansonsten sind sie böse. Wenn Willi Gobbers, Stadtführer der Katholischen Jugend in Krefeld, bei Erörterung des Planes gemäß der Auffassung seiner Organisation zu so gänzlich liberalen Offenen Türen im allgemeinen und gegen die Praktiken einer Behörde im besonderen Bedenken äußerte, dann ist das sein gutes Recht. Nachdem aber das Projekt den Jugendausschuß passierte, wäre eine stärkere Mitarbeit dieser stärksten Jugendorganisation Krefelds von dieser Seite durchaus angebracht gewesen, zumal man ja von dort oft das Wort vom „Großstadtjugend-Apostolat“ hört.

Und die anderen Jugendorganisationen, die zunächst ihr Ja zu dem Plan gesagt hatten, haben in der folgenden Zeit auch nichts Nennenswertes getan, um die Zustände zu ändern. Heimleiter Peter Bönders stand allein.

Den Letzten beißen die Hunde

Dieser Letzte soll in Krefeld offenbar Peter Bönders sein. Aber was kann so ein Mann

machen, wenn er sich in so einem Riesenhaus täglich Hunderten von Jungen und Mädchen geschilderter Art gegenüber sieht? Peter Bönders konnte schließlich nur noch als Büttel unentwegt zwischen Keller und Speicher unterwegs sein und die schlimmsten Mißstände abstellen. Er hat auch frühzeitig Änderungsvorschläge gemacht. Aber sein Vorgesetzter Nettelbeck meinte: „Herr Bönders sieht zuviel.“ Und: „Man muß auch mal wegsehen können, wenn sich ein Pärchen küßt.“ Dabei pfffen in Krefeld schon die Spatzen von den Dächern, daß in der Steinstraße nicht nur geküßt wurde. Und die Frau des Dezentren, deren Freundin die Milchbar betrieb, griff ein, als sich Bönders für eine Geschlechtertrennung aussprach, „weil die Bar dann keinen Umsatz mehr hat“. Als der Heimleiter schließlich Karten ausgab, um eine Überfüllung zu vermeiden und die Anonymität der Besucher zu lüften, war es längst zu spät.

Dennoch: Schafft Offene Türen

All das sagt nichts gegen eine Offene Tür, gegen ein Klubhaus, das allen offensteht. Das „Haus der Jugend“ in Krefeld erlag einer Verkettung von unglücklichen Umständen. Hätte die Presse aus Anlaß der Eröffnung nicht so unglücklich die Reklametrommel gerührt, so wären am ersten Tag nicht über tausend Jugendliche in der Steinstraße gewesen. Wären diese tausend Jugendlichen nicht in der Steinstraße gewesen, dann hätte es da keinen Krawall gegeben. Hätte es keinen Krawall gegeben, dann wären in den nächsten Tagen nicht die Guten weggeblieben und die jugendliche Unterwelt gekommen. Wäre... Endlos könnte man fortfahren: Die unglückliche Personalpolitik, das unübersichtliche Haus, die passiven Jugendverbände, der dunkle Stadtpark gegenüber... Auch da könnte man endlos fortsetzen.

Der Fall Krefeld sagt gar nichts gegen die Offene Tür, das Haus der Unorganisierten, das Zentrum jener, die auch unorganisiert — in jeder Form — bleiben wollen. Der Fall Krefeld reizt geradezu zum Bessermachen, zu einem neuen Anfang.

Heinz Stuckmann

Kein Mensch wollte die Fahne haben

Nur der Versteigerer hielt die Fahne hoch

Da war eine Versteigerung von altem Kriegsgerät: eiserne Sturmleitern, Landsknechtstrollern, furchteinflößende, zweihändige Schwerter, kampfgeschwärtzte Ritterrüstungen. Und gut erhalten waren die Sachen alle noch. Man hätte noch einmal mit ihnen Krieg führen können. Es wäre ein lustiger Krieg gewesen. So mit Ritterrüstungen und fünf Meter langen Stoßlanzen. Und man hätte diesen Krieg aufgezogen wie einen Catcherzirkus. Die Leute auf dieser Versteigerung dachten nicht an derlei Dinge. Es waren Sammler, denen noch ein Schwert in ihrer Sammlung fehlte. Es waren Beauftragte verschiedener Museen, die eine Landsknechtstrolcher für ihre historische Abteilung suchten. Es waren Antiquitätenhändler, die wertvolle Degen zum Weiterverkaufen suchten. Es war aber niemand da, der angesichts dieser Kriegssammlung ans Töten dachte, der für eine Rüstung sein Leben gegeben hätte. Die Schwerter, die Kanonenkugeln, die Vorderlader, sie waren nur noch historisch interessant. Und doch war auch mit ihnen Krieg geführt worden. Und doch war mit ihnen manches Leben roh und rücksichtslos beendet worden. Und doch hätte der Krieger von früher sich lieber erschlagen lassen, als das Schwert dem Feind zu überlassen. Dieses Schwert, das ihm mehr wert gewesen war als sein Leben — jetzt hielt es der Versteigerer hoch, nein, gleich zwei davon: „Wer will es haben?“ fragte er, „zum ersten, zum zweiten, zum dritten!“ Und dann nahm ein Junge seine zwei Schwerter unter den Arm, bezahlte seine dreißig Mark dafür, stieg in die nächste Straßenbahn und fuhr in seine Wohnung mit Wasserspülung. Wenn nun der Straßenbahnschaffner sein Weichenstellisen erhoben und gerufen hätte: „Wehr dich, Bube, es geht um dein nichtsnutziges Leben!“, dann hätte der

junge Mann wahrscheinlich gesagt: „Aber bitte schön, Herr Kollege, wenn Ihnen das Schwert gefällt — Sie können es haben. Zwanzig Mark für das eine hier.“ Ritter Kuno der Langarmige aber hätte ohne weiteres sein Leben für sein Schwert in die Schanze geschlagen. Heute sind Schwerter billiger. Zwanzig Mark das Stück. Und nun kam als nächster Punkt der Versteigerung eine Fahne. Eine schöne Fahne und sicher eine wertvolle. Ich sah ein Fähnlein, das hinter dieser Fahne seine Straße ritt. Die Krieger sangen ein Lied: „Die Fahne muß leben, auch wenn wir sterben müssen!“ Der Feind kam von rechts. Ein heißer Kampf entbrannte um die Fahne. Das Fähnlein tapferer Reiter wehrte sich verzweifelt. Allein es war der Übermacht nicht gewachsen. Konnte ihr nicht gewachsen sein. Jeder einzelne von ihnen wußte, daß er die Walstatt lebend nicht verlassen würde. Aber es ging um die Fahne, und die mußte verteidigt werden. Bis zum letzten Blutstropfen. Und als kein Blutstropfen mehr da war, bekam der Feind sie doch. Jetzt ging es wieder um die Fahne. Der Versteigerer hielt die Fahne hoch und nannte einen Preis. Achtehn Mark oder so. „Zum ersten! Zum zweiten! Zum dritten!“ Aber niemand machte ein Gebot. Der Versteigerer setzte den Preis um die Hälfte herab. Einen Augenblick lang sah ich in dieser Minute noch einmal den blutigen, verzweifelt kämpfenden um die Verteidigung der Fahne vor mir. Dann sagte der Versteigerer: „Zum ersten! Zum zweiten! Und zum dritten!“ Und es meldete sich niemand. „Kein Gebot für die Fahne“, stellte der Versteigerer fest, „die Fahne zurück.“ Und sein junger Gehilfe stellte die Fahne wieder in den Nebenraum.

Kieler Werften

Hier liegt „Admiral Scheer“ begraben

Ein Bericht von Heinz Held

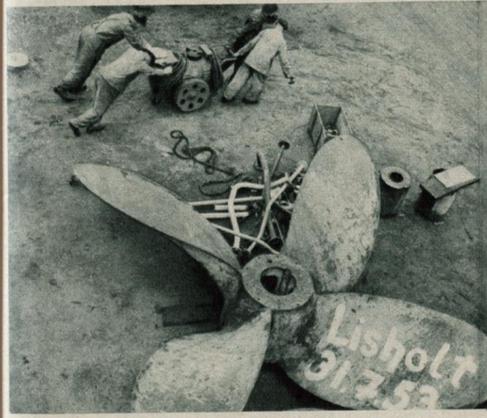
Vor diesem öden, von dürrem Unkraut überwucherten Feld, dieser Wüste inmitten der Stadt Kiel, stand unser Berichterstatter und wunderte sich. Schließlich fragte er einen Mann: „Was ist das?“ Der sagte: „Dort liegt der Panzerkreuzer »Admiral Scheer.«“ „Wie, was — Schiff begraben?“ forschte unser Reporter weiter. Und da erzählte ihm der Mann die Geschichte der „Scheer“. Die Ruinen im Hintergrund waren ehemals das Arsenal der Kriegsmarine. Davor lag in einem Ausrüstungsbecken das Schiff und nahm Verpflegung und Munition zu neuer Feindfahrt an Bord. Eines Mittags aber wurde es von amerikanischen Bombern überrascht. Schwer getroffen legte es sich auf die Seite und blieb liegen — bis auf den heutigen Tag... Was die Bomben nicht vollbrachten, vollendeten nach dem Kriege dann Demontagen und Sprengungen. Die Deckaufbauten der „Scheer“ wurden gesprengt. Und als das Marinearsenal schließlich planiert und mit Seesand zugeschlemmt wurde, lohnte es nicht der Mühe, den Rumpf der „Scheer“ zu schonen. Er wurde regelrecht begraben. Aber ein Gedenkstein wurde dem Schiff nicht gesetzt. In einigen Jahren wird es hoffentlich für immer vergessen sein.



In diesen Docks (unten) wurde der „Prinz Eugen“ gebaut und kurz vor Ausbruch des Krieges an die Sowjet-Union verkauft. Wenig später schloß dieses Schiff vor Leningrad auf deutsche Soldaten. Diese Docks sind die einzigen Überbleibsel der großen Kriegswerft „Deutsche Werke“...



Für einen Onassis-Tanker ist diese gigantische Schraube (unten) bestimmt. Die Arbeiter der Howaldtswerke AG nehmen sich dagegen wie Zwerges aus. Der sagenhafte reiche griechisch-amerikanische Olieeder ist heute der beste Kunde der deutschen Werft und läßt viele seiner 32.000-Tonnen-Schiffe in Kiel bauen. Die Howaldtswerke sind weltbekannt.



Eine Walfangflotte für Malenkow? Das flüstern sich die beiden Wertarbeiter (links) als das neueste Gerücht zu. Ob's stimmt? Die Howaldtswerke AG ist die einzige, heute in Kiel noch arbeitende Werft. Vorläufig liefern nur drei norwegische Walfangmuttersschiffe und einige kleine Fangboote in den Häfen der Werft zur Überholung ein. Eines davon (oben) machen die Arbeiter gerade fest. Fotos: Heinz Held

Schnulzer — bleib bei deinem Schnulzen

„Mein Gott, wenn unsere Brötchen die gleiche Qualität hätten, würden wir die Bäcker lynchen“

Geben wir es zu: wir haben sie alle schon mal gesungen, diese Liedchen mit dem süßen Schmalz. Wir haben alle schon mal Tage gehabt, da ging uns so eine „Schnulze“ nicht mehr aus dem Kopf. „Schnulzen“, so heißen diese Schlager bei Fachleuten. Da reimt sich „Glück“ regelmäßig auf „zurück“, und „Liebe“ reimt sich stets auf „Triebe“ und „Sonnenschein“ auf „Mägdlein“. Sie kommen, sie siegen und sind dann nicht mehr auszustehen, diese „Schnulzen“. Und wenn man sich dieses Wort genau anhört, dann klingt es ein bißchen verächtlich. Und nicht nur nach Verachtung für den Schlager, sondern auch für die Leute, die für diese Schnulzen schwärmen. Na ja, wer sich für vier Mark die Schallplatte mit „Rote Rosen, rote Lippen, roter Wein“ kauft, der ist es selber schuld. Aber allein diese Platte, auf der René Carol diese Schnulze singt, ist schon vierhunderttausendmal verkauft worden. Glücklicher „Dichter“ dieses Schnulzertextes (und vieler, vieler anderer) ist Kurt Feltz, unbestrittener König im Reich der Schmalz-Schlager-Fabrikanten, mit 130 Schlageraufnahmen im Jahr. An jeder Platte hat er vierzig Pfennig. Aber „unter 60.000 Platten ist bei mir noch nichts verkauft worden“, sagt Kurt Feltz. Und noch etwas sagt Deutschlands Schnulzenkönig: „Unsere besten Kunden sind

die Kumpels im Ruhrgebiet. Die brauchen ihre Schlager wie ihre Brötchen.“ Bei allem schuldigen Respekt vor der Genialität dieses großen deutschen Volksdichters — hier hat er den Mund zu voll genommen. Kurt Feltz behauptet zwar von sich, er habe stets die „Hand am Puls des Volkes“, aber von der Begeisterung, mit der gerade die Kumpels im Ruhrgebiet in jedem Jahr die Ruhrfestspiele aufnehmen, von den vom Innersten herkommenden Bemühungen um die Dinge der Kultur in den Volksbildungsvereinigungen des DGB, in den Volksbühnenvereinigungen, davon scheint Deutschlands Star-Schlagermacher trotz „Hand am Puls“ nichts gemerkt zu haben. Vielleicht ist aber auch so viel Interesse für Kultur von einem Schnulzenkönig zuviel verlangt. Man sollte das Ganze nicht so ernst nehmen. Wir haben sie ja alle schon mal gesungen, die Liedchen mit dem süßen Schmalz. Wir haben ja auch alle schon mal Tage, da geht uns so eine Schnulze nicht mehr aus dem Kopf. Aber wir meinen, daß mit unseren Kumpels im Ruhrgebiet doch mehr los ist, als nur Deutschlands beste Schnulzenkonsumenten zu sein. Schnulzen so nötig wie Brötchen? Mein Gott, wenn unsere Brötchen die gleiche Qualität wie Kurt Feltz' Schnulzen hätten — wir hätten die Bäcker schon längst gelyncht.

Es ist eine wahre Geschichte...

„Wo ist Liza Rost?“ schrien die Schlagzeilen der großen Tageszeitungen. Aber Liza wußte nichts davon

Beim Ordnen von Büchern kam mir plötzlich eine alte Newyorker Zeitung zu Gesicht, der „Mirror“ vom 14. August 1944. Warum hatte ich die Zeitung aufgehoben? Ich schlug sie auf, und plötzlich sah ich auf Seite 2 eine dicke Überschrift: „THE ROSTS ARE UNITED.“ Und damit kam die Erinnerung an die seltsame, phantastische Geschichte zurück, die in jenen Juli- und Augusttagen des Jahres 1944 ganz Newyork in Aufregung versetzt hatte: die Geschichte der Familie Rost. Hätte man sie im Kino gesehen, würde man sie für vollkommen unglaubwürdig erklärt haben. Aber es ist eine wahre Geschichte. Jan Rost, ein Lehrer in Utrecht, war kurz nach der Besetzung Hollands verhaftet worden, aber nach zwei Monaten gelang es ihm, zu entfliehen. Er kam in die Vereinigten Staaten, und nach über anderthalb Jahren der Trennung war es ihm möglich, seine Frau und seinen Sohn ebenfalls nach Newyork kommen zu lassen. Damit begann die Tragödie der Irrungen und Wirrungen. Jan Rost arbeitete als Kellner in einem mexikanischen Restaurant in Newyork. Er hatte bei der Schiffsfahrtslinie und — vorsichtig wie er war — außerdem beim schwedischen Konsulat (es handelte sich um ein schwedisches Schiff) angerufen, um die Zeit und den Ort der Landung des Schiffes zu erfahren, mit dem er Frau und Sohn erwartete. Beide Stellen teilten ihm mit, daß das Schiff am Montag gegen 16 Uhr am Kai 51 landen würde. „Hoboken, Kai 51“, sagten sie. Kai 51, Hoboken! Er dachte, daß der Kai neben der Nummer auch noch einen Namen, nämlich Hoboken, habe. Wie konnte er wissen, daß Hoboken eine Stadt war, die gegenüber Newyork auf dem anderen Ufer des Hudson lag? Mit der Fähre wäre er in einer guten Stunde am Kai 51 in Hoboken gewesen; aber er wartete, nervös und erregt, am Newyorker Kai 51 bis nach 18 Uhr. Erst dann erfuhr er seinen schrecklichen Irrtum.

Inzwischen war das Schiff pünktlich am Kai 51 in Hoboken gelandet, und nachdem Frau Rost zwei Stunden lang auf ihren Mann gewartet hatte, bedeutete man ihr, daß sie das Schiff verlassen müsse. Trotz ihrer verzweifelten Lage und der quälenden Sorge um ihren Mann, der sie nicht abgeholt hatte, schöpfte sie Mut und Energie aus der kleinen Hand ihres Kindes. Sie fand die Fähre nach Newyork; ein Taxichauffeur, den sie um die Adresse eines kleinen sauberen Hotels bat, nannte ihr das Hotel „Boston House“ am oberen Broadway. Sie fuhr dorthin, mietete ein Zimmer, ließ sich das Abendbrot bringen, und nachdem sie gegessen und das Kind ins Bett gebracht hatte, nahm sie wieder eine Tasse und fuhr zu der letzten Adresse, die ihr Mann in seinen Briefen angegeben hatte. Dort erfuhr sie, daß er vor über einem Monat ausgezogen war. Nein, man kannte weder seine neue Adresse noch das Restaurant, in dem er als Kellner arbeitete. Erschöpft und tiefbedrückt fuhr Mevrouw Rost in ihr Hotel zurück. Von diesem Abend an begann die verzweifelte Suche der beiden Ehegatten! Jan Rost wandte sich an das holländische Konsulat, an die schwedische Schiffsfahrtslinie, und schließlich suchte er die Redaktion des „New Yorker Mirror“ auf; die Redakteure witterten eine gute Story und nahmen sich des Falles mit großer Vehemenz an. — „Wo ist Liza Rost?“ schrien die Schlagzeilen. Aber Liza Rost, die keine Zeitungen las, wußte nichts davon. Eine alte Dame, die seit zwölf Jahren im „Boston House“ wohnte, hatte sich des kleinen Jungen angenommen. Jeff Rost lief durch die Korridore des Hotels. Das Kind war bald jedem der Stammgäste des Hotels bekannt. Jeff war ein reizender Junge mit strahlenden Augen und einem schelmischen Lächeln. Einer der Hotelgäste, die ihn verwöhnten, war ein Mann, der zwei Etagen tiefer lebte.

„Wie heißt du denn?“ hatte der Mann ihn gefragt, als er ihn zum erstenmal gesehen hatte. Der Kleine lächelte. Er war stolz auf die englische Version seines Namens. „Joe“, sagte er. Der Mann unterdrückte einen tiefen Seufzer. „Das ist großartig“, sagte er schließlich. „Dann müssen wir gute Freunde werden. Mein Name fängt nämlich auch mit einem J an. Ich heiße John...“ Sieben Millionen Menschen leben in der Stadt Newyork. Aber in keiner Wüste, auf keiner entlegenen Südsee-Insel kann man so einsam sein wie unter sieben Millionen Menschen. Jahrelang lebt man in derselben Straße oder gar im selben Haus mit Menschen, die man niemals kennt. Trotz des holländischen Konsulats, der schwedischen Schiffsfahrtslinie, des mexikanischen Restaurants und der Zeitungsaufrufe lebten Jan Rost und seine Frau beinahe drei Wochen in einem Hotel und — wußten es nicht! Das wenige Geld, das Frau Rost mitgebracht hatte, schmolz bedenklich zusammen; schließlich beschloß sie, sich um eine Stellung zu bemühen. In der „New York Times“ fand sie das Inserat eines Buchverlags in der Madison Avenue, der einen holländischen Lektor suchte. Während sie das Inserat aus der Zeitung schnitt, klingelte zwei Etagen tiefer, im Zimmer Jan Rosts, das Telefon. Ein ihm wohlgesinnter Beamter des holländischen Konsulats war am Apparat. „Mijnheer Rost“, sagte der Beamte, „ein Buchverlag in der Madison Avenue sucht einen holländischen Lektor. Falls Sie an der Stellung interessiert sind, rufe ich den Verlag an und empfehle Sie.“ „Gern“, sagte Jan Rost. Vor der Tür des Hotels hielt ein Taxi. Mevrouw Rost stieg ein. „270 Madison Avenue“, sagte sie. Das Taxi fuhr ab. Eine Minute später kam Mijnheer Rost aus dem Hotel. „Taxi!“ rief er, und als der Wagen hielt: „270 Madison Avenue.“ Ungefähr sechs Kilometer fuhr den beiden Taxi hintereinander her. Sie hielten gleichzeitig. Man zahlte und ging ins Gebäude. Er

hielt die Tür auf für die Dame, die hinter ihm kam. Und da sahen sie sich... „Jan!“ schrie sie. Als sie gemeinsam ins Hotel zurückkehrten, hob sie jubelnd das Kind in die Höhe. „Wir haben deinen Vater gefunden“, rief sie aus. Aber das Kind lächelte nicht. „Das ist nicht mein Vater“, sagte es langsam. „Ich kenne ihn doch. Er ist ein Freund von mir. Sein Name ist John, aber mein Vater heißt Jan...“ „Donnerwetter!“ rief Jan Rost und runzelte die Stirn. „Dann kannst du wohl auch nicht mein kleiner Junge sein. Denn dein Name ist doch J o e, nicht wahr? Und mein kleiner Junge heißt J e f f...“ „Früher hieß ich Jeff“, sagte der Kleine nachdenklich. „Und ich bin früher Jan“, sagte der Mann. „Nur ich bin immer noch dieselbe“, sagte Mevrouw Rost. Und am nächsten Tag, dem 14. August 1944, erschien der „New York Mirror“, der jetzt — während ich dies schreibe — vor mir liegt. — Ich muß daran denken, wieviel Verzweiflung und Tapferkeit, wieviel Leid und jubelnde Freude hinter diesen vier Worten stehen: „THE ROSTS ARE UNITED...“

Vorsicht ist besser als Nachsicht

Fabel von Ambrose Bierce

Als der Kaiser von Dschiam sich unzufrieden fühlte, entschloß er sich, gegen den König von Geylon Krieg zu führen. „Tu das lieber nicht“, sagte der König. „Warum nicht?“ fragte der Kaiser voll Verachtung. „In meinem Reich ist jedermann ein Soldat.“ „Eben darum nicht“, erklärte der König. „In meinem ist jeder zweite Mann ein Zivilist.“ Da erkannte der Kaiser, daß der König sich im Frieden auf den Krieg vorbereitet hatte, und war klug genug, sich einen militärischen Gegner auszusuchen. Deutsch von Peter Fischer



Junge Belgierin Foto: Hela Mies



Der Diebstahl

Ganz atemlos kam Karl bei seinem Bruder Gustav an. „Du“, sagte er, ich weiß, wer dein Rad geklaut hat.“ „So“, antwortete Gustav gelangweilt. „Was“, riefte Karl sich auf. „Wenn mir einer sagen würde, wer mir mein Rad geklaut hätte, ich lief, was ich könnte, um den Kerl zu verhauen.“ „Den, der dir das sagen würde?“ „Unsin, den natürlich, der es geklaut hat.“ „Warum willst du so roh sein?“ „Du nimmst ihn wohl noch in Schutz, den verdammten Spitzbuben? Na gut, meinetwegen. Recht geschieht dir, daß sie dir das Rad geklaut haben. Ganz recht, daß du's nur weißt. Wenn du dir nicht mehr daraus machst. Oder denkst du vielleicht, du kriegst ein neues Rad von der Versicherung, daß es dich gar nicht rührt, wenn ich dir sage, wer es gestohlen hat?“ „Von der Versicherung?“ fragte Gustav interessiert. „Das ist ein guter Tip, den kann man sich merken.“ „Ja, du schaust du aber schön durch die Röhre, das sag' ich dir. Denn erstens war dein Rad gar nicht versichert, und zweitens muß es stets angeschossen sein, und auch zu Hause muß es so aufbewahrt werden, daß niemand heran kann.“ „Niemand darf heran können“, sagte Gustav vor sich hin und setzte lauernd hinzu: „Auch der eigene Bruder nicht?“ „Auch der eigene Bruder nicht“, wiederholte Karl bekümmert. „Du“, fuhr Gustav auf, „das ist eine feine Idee. Das mach' ich, sobald ich mein Rad wiederhabe.“

„Wie willst du es denn wieder kriegen, du interessierst dich ja nicht einmal dafür, wer es gestohlen hat.“ „Wer sagt, daß mich das nicht interessiert?“ „Na, wie ich dir vorhin sagen wollte, daß ich dein Rad gesehen habe und weiß, wer es gestohlen hat, hast du nicht einmal hingehört.“ „Wozu? Ich weiß ja ohnehin, wer es geklaut hat.“ „Wie? Du weißt, wer dein Rad hat?“ staunte Karl, „und dann läßt du mich noch dahinterher suchen und lange Vorträge halten, wie du es wieder kriegst und was wir mit dem Kerl anfangen, wenn wir ihn nicht hin und holst es dir wieder von dem Kerl, diesem Spitzbuben?“ „Warum so eilig“, sagte Gustav gedehnt, „laß ihm das Rad doch noch ein paar Tage. Er hat ja soviel Freude daran. Er hat es ganz neu lackieren lassen, und die Lenkstange hat er auch zum Verchromen weggegeben.“ „Ne, er hat sie schon wiedergeholt“, sagte Karl, ich hab' ihn vorhin gesehen, wie er mit dem Rad gefahren ist.“ „Ich weiß, ich weiß“, wehrte Gustav ab. „Ja, dann mach' doch endlich, daß du das Rad wieder bekommst, nachdem er es dir so schön in Ordnung gebracht hat.“ „Morgen vielleicht“, sagte Gustav. Und als Karl ihn immer noch unverständig anschaut, fuhr er fort: „Er hat nämlich die Rechnung für das Verchromen noch nicht bezahlt.“

Reich Grisar



1 Hildesheim: Hier konnte am 3. Oktober das neue Jugendheim eingeweiht werden. Es hat einen Saal, einen Gruppenraum, ein Lesezimmer und einen Werkraum. Außerdem können unter dem Dach etwa 20 Kollegen übernachten. Wer also nach Hildesheim kommt, kann davon Gebrauch machen. In diesem Haus kann man sich wohlfühlen.



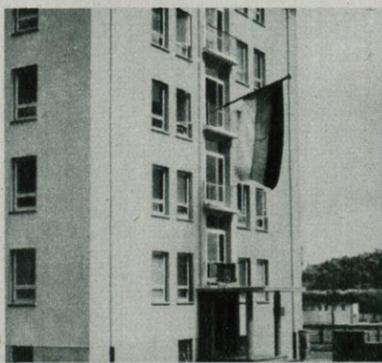
3 neue Jugendheime



2 Eckernförde: Dort bauten die Kollegen in genau fünf Monaten einen alten Kohlenschuppen (rechts) zu einem netten Jugendheim um. 2760 Arbeitsstunden mußten sie bewältigen. Handwerker-Kollegen halfen mit 1900 Stunden. Wir fragen: Wer macht's nach?



3 Frankfurt a. M.: Am 10. Juli 1953 konnte der „Aufwärts“ von der Grundsteinlegung berichten. Nun steht das neue Jugendheim mit einem großen Saal, mehreren Gruppenzimmern, einem Kinoraum, einem Fotolabor und einer Bibliothek. Bild oben: Otto Scheugenpflug, der in Hessen für die DGB-Jugendarbeit verantwortlich ist, überreicht dem Frankfurter Jugendsekretär Otto Knoth die Heimschlüssel.



Laß dich beraten - denn dafür ist der Bücherwurm ja da

Eine Dorf-Jugendbücherei wird eröffnet

Am Zustandekommen der kleinen Dorf-Jugendbücherei waren der Bürgermeister, Schmied Bruhns und Bauer Fritsche, die beiden Gemeindegeldesten, beteiligt. Der Bürgermeister meinte, ich sollte am Eröffnungstage in einem kleinen Vortrag etwas Grundsätzliches über das Jugendbuch sagen, aber Bauer Fritsche meinte sarkastisch:

„Wir brauchen keinen Vortrag! Das Jugendbuch soll für sich selbst sprechen. Ein Jugendbuch ist eine wunderbar einfache Sache, da braucht es keine philosophischen Redereien!“

Der Tag der Eröffnung war ein Samstag.

Eine ganze Weile kam niemand. Ich saß allein zwischen meinen Schätzen, keineswegs ruhig, erfüllt von meiner „Sendung“, viel eher mit bangem Herzklopfen der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Endlich kam mein erster Gast. Es war Werner Hoppe, der sechzehnjährige Sohn des Bäckermeisters. Er kam forsch und gerade auf mich zu, grüßte höflich und sagte:

„Ich möchte gern ein Buch haben!“

„Da bist du gerade recht am Ort! Was möchtest du denn lesen, Werner? Hast du was Bestimmtes im Auge? Einen Abenteuerroman?“

Werner sah mich groß an. Er schüttelte den Kopf und meinte: „Nein, etwas anderes. Ich möchte wissen, wie es in einer Fabrik zugeht. Vom Leben der Stadtjungen möchte ich wissen. Oder von den Bergwerkskindern! Man erfährt so wenig davon!“

Werner war mein erster Gast. Er stellte Ansprüche, die mich überraschten. Es war beinahe ein schwieriger Fall. Dennoch freute es mich, gerade diesen Werner Hoppe als meinen ersten Buchgast begrüßen zu können.

Inzwischen kam auch Hanni, die rotwangige Magd vom Fritsche-Bauer. Sie stand in der Tür, leicht verschämt, mit einem wunderbaren Glanz des Glaubens in den jungen Augen. Frisch wie eine Rose stand sie da, und in ihren baumwollenen Kleidern hing noch der Geruch von Erde und Stall. Aber sie schien mir wie eine Königin im Märchen. Sie war das junge Leben, Geheimnis und Traum, Klarheit und selbiger Ahnen.

Sie hätte gern ein Buch, o ja, ein „schönes Buch“ müßte es sein, ein Buch, wo auch die Menschentreue drin vorkommt. Ja, ja, Menschentreue und ein wenig stilles Glück von einem schönen Haus mit einem großen Garten.

Es tat mir ein bißchen leid um Hanni. Sie hätte selbst Geheimnis eines guten Buches sein können, Gehalt und Epos. Das Buch, das ich ihr gab, hatte nicht annähernd soviel lebendigen Atem wie das Mädchen Hanni. Sie aber war glücklich und bedankte sich mit einem verschämten Knicks und eilte schnell weg, um das Buch mit klopfendem Herzen zu ergründen. Es kam wieder Besuch.

Der mythische Charakter des Märchens wurde mir plötzlich bewußt, mir selbst war die Rolle des anderen Bereiches zugefallen. Die andere, unwirklich schöne Welt besuchte mich. Sie kam in Person der beiden Dreise-Kinder, die Hand in Hand hereinkamen, blonde und blauäugige Kinder mit kleinen Näschen und roten Lippen. Ihr glühendes Gesichtchen war wie ein großes Erstauntsein, denn für sie war alles Neue schön, wenn es mit lachenden Augen dargebracht wurde. Bärbel zog die klare Kinderstirn kraus und sagte: „Ich möchte ein Märchenbuch mit vielen bunten Bildern, daraus will ich meiner Schwester Monika vorlesen.“

Bärbel bekam ein Märchenbuch. Sie blätterte darin mit vorsichtigen Fingern und ungeduldigen Augen, ihre Wangen wurden glühend heiß. Auch Monika reckte die Nase über die bunten Bilderseiten. Sie waren beide so vertieft, daß ich mich gar nicht mehr um sie zu kümmern brauchte. Am liebsten hätten sie das Märchenbuch wohl gleich an Ort und Stelle durchgelesen. Nun kam auch die „Prominenz“ angekleckert Old Shatterhand und Tom Bill! Sie hatten abstehende Ohren und rote Haare, und in den Taschen trugen sie — nicht gerade zu meiner Freude — blecherne Pistolen! Die Auswahl ihrer Bücher war kein „Problem“. Diese tatendürftigen Robinsons waren schließlich ganz zufrieden und gruben in einem großen Bücherhaufen, den ich ihnen „serviert“ hatte, nach tausend Schätzen. Sie waren untereinander nicht gerade rücksichtsvoll, schoben sich, legten einander mit vielversprechender Geste die Faust vor das Auge, aber es kam keiner zu kurz. Mancher hockte sich auf schmale Fenstersims und begann schon zu lesen, Sekunden abenteuerlicher Freude! Ich selbst vergaß alle grundsätzlichen Erwägungen. Die Old Shatterhands und Tom Bills hatten auch ihre guten Seiten, man hätte sich im Notfall sogar auf sie verlassen können, denn sie waren ausnahmslos erfüllt von gutem, kühnem Tatendrang.

Fritze Braun, der Klügste und Belesenste der Abenteurer, wollte etwas Persönliches über Karl May wissen. Er wußte, daß ich in der Karl-May-Stadt Hohenstein-Ernstthal geboren war, und fragte mich: „Haben Sie Karl May persönlich gekannt?“

„Nein“, antwortete ich. „Ich habe nur die Strafakten über ihn im Stadtarchiv gelesen. Mein Großvater war Karl Mays Freund gewesen, er brachte ihm oft was zu essen in die Höhle, wo er zeitweilig wohnen mußte...“

„Oh, erzählen Sie, bitte...“

„Ein andermal vielleicht“, sagte ich, denn es gab jetzt alle Hände voll zu tun. Die kleine, große Welt meiner beiden Bücherschränke ergoß sich über die Jugend wie ein glühender Lavastrom. Der fünfzehnjährige Karle Zumppe lehnte an der Tafel: „Ich möchte etwas Gutes lesen!“

„Was denn zum Beispiel?“

Er sah mich groß an. Vielleicht hatte er einen Artikel über die Lenkung der seelischen Willensbildung gelesen, vielleicht hatte auch sein Vater zu ihm gesagt: „Laß dich beraten! Dafür ist ja der Bücherwurm da!“

Karle Zumppe sagte jedenfalls: „Ich möchte von Ihnen beraten sein!“ Bums! Das war einer von den Anspruchsvollen! Und da war noch Lottchen, das Töchterchen vom Schmied Bruhns, Damals war das Lottchen noch nicht doppelt, aber mir genügte auch das eine. Sie hämmerte auf mir herum, als wär' meine Gemütssubstanz ein Amboß:

„Ich möchte ein Buch über das Mädchen von heute. Es muß alles drin sein, vom New Look bis zum Skihasen! Mein Vater meint...“

Ich hob die Hand: „Sag deinem Vater 'nen schönen Gruß, ich möchte ihm kund und zu wissen tun, daß allenfalls 'ne Heidi für dich zu haben ist!“

Als ich das entsetzte Aufflackern ihrer Enttäuschung sah:

„Du bist natürlich zu unerfahren, um zu wissen, daß es sich in diesem Buch um ein Stück Weltliteratur handelt. Aber lies es ruhig einmal, damit du den Bogen deiner Einbildungskraft nicht überspannst...“

Eigentlich war es doch recht schön gewesen, sich mit Lottchen zu streiten und die vielen anderen jungen Dorfmenschen literarisch ein bißchen „an die Hand zu nehmen“. Sie hatten alle ihre Welt in meinen Büchern gefunden. Hier wurde ein Hunger gestillt, der Hunger nach Gutem und Schönerem, nach fernem Welten und nach Glück und Daseinsfreude. Es war Leben in dem kleinen Raum, frohes und stilles Suchen und Erkunden, Herzschlag und zögerndes Tasten, hier und da halben Worte beratend und ermunternd. Sie fanden alle, was sie suchten, denn sie waren selber das Antlitz der Welt...

Rivieras Speisekarte

Im Rahmen der europäischen Jugendbegegnungsfahrten weilten auch dieses Jahr 40 junge Kölner im internationalen Zeltlager La Bocca bei Cannes. Was sie dank der Initiative des Deutschen Gewerkschaftsbundes 1400 Kilometer südlich der Heimat erlebten, soll hier in kurzen Zügen berichtet werden.

Wer die Riviera mit einer Speisekarte vergleicht, bekommt schon hinter Lyon einen palmengewürzten Vorgesmack. Trotzdem die Natur für einen allmählichen Übergang sorgt, vergehen viele Tage, ehe das Auge die unvorstellbar leuchtenden Farben anerkennt. Brennend rote Felsen stürzen ins Meer. Pinien, Zypressen und Palmen ragen in den tiefblauen Himmel — von der immerwährenden Seebreeze leise gewiegt. Fehlte dieses kühle Lüftchen, wäre die Sonne unerträglich. Arbeit zählt ohnehin zu den unbekanntesten Begriffen. Handeln ist schon geläufiger. Wozu besitzt Cannes auch den größten Jachthafen der Welt? Wer nicht gerade Ali Khan heißt oder eine Krone im Wappen seiner Jacht führt, mietet ja doch ein nettes Segelbötchen oder streckt auf der weltbekanntesten Lasterstraße Croisette alle viere von sich. In einem Liegestuhl natürlich zu 10 Franken (12½ Dpf.) die Stunde. Da die holde Weiblichkeit sehr, sehr kurze Shorts bevorzugt, ist besonders zur Zeit des großen Bummels, d. h. zwischen vier und sechs Uhr, kaum Platz zu finden. Nur einige Unentwegte beleben dann den kilometerlangen Sandstrand. Übrigens sehr zum Unwillen der Amateurläufer, die bis weit in die Nacht einer kargen Ausbeute nachjagen. Antibes ist eine der ältesten Ansiedlungen. Seine Festungen Carre und Grimaldi könnten über manches

Schicksal berichten. Selbst Napoleon erfuhr, wie die Gefängnisnacht in Carre mundet.

La Garoupe ist moderner. Aus jeder Seitenstraße grüßen Verbotsschilder, und die Glanzbauten Ali Khans und des Herzogs von Windsor lassen selbst das Hotel der Filmschauspieler, Eden Roc, weit hinter sich.

Wo ungezählte Sonnenschirme mit ausgedehnten Blumenanlagen wetteifern, liegt Nizza. Bekannt durch seinen Blumenkarneval, den Blumenmarkt und die Altstadt — ohne Blumen. Enge Straßen, flatternde Wäsche und gesprächsfreudige Matronen ergeben das Bild echt südländischer Ergebenheit in überkommene Vorstellungen.

Auch Monte Carlo lebt nur noch von seinen Erinnerungen. Außer Minderjährigen und Lederbehosten ist der ordinäre Salon oder besser gesagt der „Salon ordinaire“ jedem geöffnet. Der Eintritt kostet 100 Franken. Doch bängen nur einige Touristen um ihre Chips. Niedrigster Einsatz 200 Franken.

Etwas höher, über dem Meeresspiegel, zaubern blühende Kakteen, Agaven und schillernde Blumen das einmalige Bild eines exotischen Gartens. Ein konkurrenzloser Nachtmahl unserer Speisekarte — wenn die Kakteen nicht giftig wären. Hans Comotio

Unsere stummen, hilfreichen Freunde...

Ich war einer dieser Tausende hoffnungsloser Menschen

Eine graue, müde Masse. Tausende, die, in den Wäldern aufgegriffen, nun zerschlagen, hungrig, schleppenden Schrittes an den trostlosen Trümmern der Schlacht vorbei dem Gefangenenlager entgegen-taumeln. Ein hoffnungsloser Zug hoffnungsloser Menschen. Mit stumpfen Gesichtern gehen sie, gehen und gehen und merken es nicht. Keiner ihrer Blicke richtet sich mehr auf die toten Leiber, die seltsam verkrümmt in den Gräben liegen.

Sie gehen den ganzen Tag.

Abends erreichen sie ein Städtchen. Ehe sie jedoch die ersten Häuser erreichen, befehlen die Posten mit einer Gebärde „Halt!“ Die ausgemergelten Körper, nicht mehr ihrer mächtig, stürzen nieder, wo sie stehen.

Hundert werden abgezählt, aufgeschneidelt und vor einige Scheunen geführt, die abseits der Straße zur Speicherung von Feldfrüchten errichtet sind. Die Posten öffnen die schweren Tore. „Zur Ruhe“ hoffen die Männer. Dann läßt man die Abgezählten hinein. Dann werden andere abgezählt und auch eingelassen. Und wieder welche abgezählt und wieder eingelassen. Immer mehr. Hundert. Noch einmal hundert. Und wieder hundert und immer noch hundert — und es erweist sich, daß die Scheunen nicht zu Ruhelagern, sondern zu bitterlichen Pferchen für die Tausende werden. Wenn sie doch auf dem feuchten Stroh sitzen, wenigstens auf den angefaulten Kartoffeln liegen könnten! Nein. Stehend sind sie in die Räume gedrängt, als die Torflügel geschlossen werden. Sie klammern sich aneinander fest und sinken dennoch alsbald allesamt um und liegen wirr auf und durcheinander mit schmerzenden Gliedern die ganze Nacht. Einer ruft schrill nach seiner Mutter. Die anderen stöhnen noch nicht einmal mehr.

Das Aufkommen der Dämmerung und dann des Tages verfolgen die Männer durch die Türen mit nie gekanntem Verlangen nach Erlösung. Befreit atmen

sie auf, als die Posten endlich die Riegel der Tore zurückschlagen.

Wieder werden sie abgezählt, in lange Kolonnen zusammengestellt und in die Stadt hinein und durch sie hindurch weitergeführt.

Auf einem Hügel am Südausgang der Stadt hatte die Verwaltung des Hitler-Regimes für Arbeiter aus aller Herren Ländern Europas einige Baracken zusammen-nageln lassen. Dorthin geht jetzt der Zug; langsam, stolpernd, nicht anders als am Vortag.

Und dort bleiben die Tausende, bis auf die, die sich zur Reise in die Unendlichkeit aufmachen.

Sie liegen in den Baracken, wie Waren in Regale geschichtet; hundertachtzig in einem Raum, der ehemals dreißig diente. Sie liegen auf freiem Feld, weil die Baracken längst nicht alle fassen. Sie frieren. Sie hungern. Sie trinken Suppe aus Wasser und Rübenschnitzeln und raufen sich um den Schaum am Kesselrand. Sie bröckeln hundert Gramm Brot in ihre Hände, trocken es und picken es wie Wintervögel auf. Sie brechen Knochen auf, die aus den Küchen der Wachen auf den Abfall fliegen. Sie stehlen Kartoffelschalen und schlingen sie. Sie kratzen Erbsen von der Erde, den Wachmannschaften aus ihren Kanistern verschütten.

Ihre Mütter, Frauen und Kinder vergessen sie. Sie tauschen mit den fremden Soldaten Eheringe, Uhren, goldene Ketten gegen Schmalzdosen und Zigaretten-schachteln. Sie scharmutzieren um die Weiber unter den schwerbewaffneten Wächtern, und diese spucken sie an. Sie sammeln jeden Papierfetzen und schreiben Kochrezepte darauf. Jedes Gerücht schreckt sie auf. Einmal das einer bevorstehenden Tabakzuteilung, ein anderes Mal das vom Kriegsende, Frieden und baldiger Entlassung, wieder ein anderes Mal das ihrer Verschickung nach Sibirien.

Sie werden irrsinnig und rennen nachts in den Stachel-draht. Morgens hängen sie erschossen im Zaun. Sie

prügeln einen Jungen zu Tode, weil er Brot stahl — und rasen dabei wie wilde Tiere...

Und sie geben ihr Hemd für ein Buch und tragen den Rock fortan auf der nackten Haut. Manche lesen, die Welt um sich vergessend, jeder für sich allein erst, in der tausendfältigen Masse. Und dann tauschen sie plötzlich nicht mehr Eheringe und Uhren, sondern die Bücher untereinander aus, und die zwei, die das einmal taten, blicken sich nicht mehr scheel an. Sie zerren sich nicht mehr wegen des Rübenschnitzelschaums von den Töpfen und stehlen keine Kartoffelschalen mehr. Sie lächeln sich an, wenn sie sich auf dem weiten, sandigen Feld begegnen. Ihnen schwindelt vor Hunger wie allen, aber sie lächeln sich an. Immer mehr lächeln sie sich an. Und eines Tages versammeln sich in einer Ecke des riesigen Lagers zwanzig, am nächsten dreißig und am sechsten Tag schon achtzig jedesmal abends um sechs Uhr und geben ihre Bücher von Hand zu Hand. Es sind keine besonderen Bücher, und kein Mensch weiß, woher sie kommen. Der „Graf von Monte Christo“ ist darunter, Ganghofers und Heers Romane, Travens „Die Regierung“, Rosa Luxemburgs „Briefe“, Nietzsches „Zarathustra“ und der „Faust“, Philosophien und Geschichten, Naturwissenschaften und Techniken und ein Band eines uralten Lexikons — Bill bis Catalus. Dabei sprechen sie über die Bücher... und da sind sie auf einmal wieder Menschen. Menschen...! Nicht mehr der Schrei, der Fluch und die Drohung verbinden sie untereinander, sondern das Wort. — Die Worte der stummen, hilfreichen Freunde... der Bücher.

Ich war einer dieser Tausende hoffnungsloser Menschen.

Wenn ich heute vor meinem schmalen Bücherbrett hocke und den dreckigen roten Einband einer „Geschichte der Renaissance“ betrachte oder im 3. Band der Erstausgabe von Schillers Werken blättere, in dem dreizehn Seiten fehlen — verwandt für die Aufzeichnung von Kochrezepten oder als Latrinpapier, ich weiß es nicht —, erinnere ich mich der Lagermonate, in denen uns Bücher wieder zu Menschen machten; zu Menschen, die als einzige Geschöpfe auf dieser Welt denken können. Und ich hoffe, ich vergesse es nicht wieder.



KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★★ „Der Backfisch vom Broadway“ wird die amerikanische Schauspielerin Julie Harris genannt. Diese begabte und gute Darstellerin sieht tatsächlich wie ein schlaksiger Bockfisch aus, nicht aber wie ein 27-jähriger Star. Wegen ihres Aussehens spielt sie fast ausschließlich Schulmädchenrollen auf der Bühne und im Film.

★ „Die Volkslieder werden von den modernen Schlagern verdrängt“, ergab eine Untersuchung an mehreren Schulen Oldenburgs. Es wurde festgestellt, daß im Durchschnitt 80 v. H. der Kinder die gängigen Schlagermelodien, aber nur 20 v. H. Volkslieder kannten. Bis zu 39 Schlager kannten verschiedene Kinder. Der Sinn der Texte war den Kindern meist unklar. Das soll auch bei Erwachsenen vorkommen.

★ Der bekannte italienische Filmregisseur Vittorio de Sica sagte über seinen Deutschlandbesuch: „Überall in der Welt habe ich viel Beifall und Zustimmung gefunden, aber nirgendwo so vieles Verständnis wie bei den jungen Deutschen. Überall, wohin ich kam, in München, Wiesbaden, Frankfurt, fand ich diese erstaunlich aufgeschlossene Jugend.“

★ Von den kaum zu zählenden westdeutschen Filmfirmen werden für das Filmjahr 1953/54 sage und schreibe 151 (in Worten: einhundertundeinundfünfzig) Spielfilme angekündigt.

★ In Westdeutschland und Westberlin sind nachweislich handelsgerichtlich eingetragen: 375 Produktionsfirmen von Spiel-, Kultur- und Werbefilmen. Dazu kommen 96 Verleihgesellschaften und 34 Vertriebsgesellschaften. Tatsächlich wirkt von diesen 415 Firmen der Filmbranche nur knapp ein Drittel.

★ Die Redaktion einer Newyorker Zeitung sucht die beste Kurzgeschichte. Mannigfache Preise winken den Autoren. Da gibt es Bücher, Geldpreise und Urlaubsreisen. Der originellste Preis dürfte aber ein zehntägiger Aufenthalt in einem Trappistenkloster sein. Im Frieden des Klosters soll sich der Preisträger von seinem Autorentage erholen.

★ Der 68-jährige Missionsarzt, Theologe, Schriftsteller und Philosoph Albert Schweitzer erhielt den Friedensnobelpreis 1952. Seit 1913 arbeitet Schweitzer in Lambarene, 300 Kilometer von der westafrikanischen Küste entfernt, zum Segen des schwarzen Erdteils als Arzt.



★ Der Friedensnobelpreis für das Jahr 1953 wurde an den ehemaligen amerikanischen Außenminister George M. Marshall verliehen. Für die westliche Welt ist der Name Marshall vor allem mit dem großen amerikanischen Hillisprogramm verknüpft, das in zahlreichen Ländern die schweren Folgen des Krieges überwinden half.



★ US-Filmstars finden das Make-up zu langweilig. Letzter Schrei sind jetzt künstliche Augenwimpern in allen Farben. Gold, Silber, Rot und Grün sind besonders beliebt, ebenso Wimpern mit Diamantenstaub. Schick ist es, wenn die Wimpernfarbe zu den Autos, Kleidern und Lippenstiften der Trägerinnen paßt. Preis je Paar: DM 120,—.

Die starken Mädchen von Bari

Was man in Maestro Francos Schule, hoch über der blauen Adria, alles lernen kann. Judo macht kleine Mädchen stark.



Die kleine Gianna hat es satt, von großen Jungen auf den Arm genommen zu werden. Sie ist zwar erst sechzehn, aber doch schon recht unternehmungslustig



Hoch über der blauen Adria fällt Gianna dem Maestro Franco in die Finger. Der wirbelt sie durch die Luft, als ob sie eine Stoffpuppe sei. Ungerührt schauen sechs junge Männer zu, und auch die drei schwarzen Grazien rechts auf dem bunten Teppich scheinen wenig Mitleid mit Gianna zu empfinden. Sie besuchen schon länger Maestro Francos Judo-Schule auf dem Dach seines Hauses am Hafen von Bari. Und Rosaria steht auf (Bild unten) und macht Gianna einmal vor, wie man mit zudringlichen Herren fertig wird. „So wird's gemacht!“ ruft Rosaria, bewegt einen Arm, bewegt einen Fuß, und der schöne Vittorio liegt auf dem Teppich. In zwei Wochen, denkt Gianna, kann ich's auch.

Fotos: Keystone



„Die sanfte Methode“ nannten die Japaner die Kunst der Selbstverteidigung — Judo. Gianna hat mittlerweile allerlei gelernt. Jetzt ist sie es, die Maestro Franco den Boden unter den Füßen wegzieht. „Wenn sie das kann“, freut sich Maestro Franco, „dann hat sie was gelernt.“ Gianna ist kein kleines Mädchen mehr. Weh' dem, der's nicht glaubt!



Leser schreiben an den Aufwärts

„Aufwärts“ - ein Heringsstand

Du hast in Deiner Nummer 21 „Hier Aufwärts“ wohl einen bornierten Menschen zu Wort kommen lassen, denn, daß man derartige Schreiber „als erfahrene Männer“ bezeichnen könnte, entbehrt jeder Grundlage. Wir haben es doch schon einmal erlebt, wenn sooo erfahrene Männer allein über die gesamte Presse verfügen.

Unsere Zeitung mit einem Heringsstand zu vergleichen, ist der Gipfel der Gemeinheit — aber was will man denn von derartig verbohrt Menschen anderes erwarten? Von wegen Heringe verkaufen — jeder Beruf hat den Anspruch, nicht wegwerferisch behandelt zu werden, und vielleicht hat mancher Heringsverkäufer mehr Ahnung davon als Herr Freimann aus Passau!

Im Auftrage des Ortsjugendausschusses der Gewerkschaftsjugend Konstein soll ich diesem Schmierer mitteilen, daß wir von der Gewerkschaftsjugend so in uns gehen werden, wie es uns gefällt und nicht, wie es Herr Freimann und einige Besserwisser gern haben möchten.
Hans Kögler

In die Hände spucken

Ja, sie sollen einmal ordentlich in die Hände spucken, die neugewählten Bundestagsabgeordneten. Der Bundestagsausschuß des DGB hat das Richtige getan, wenn er das Versäumte in Erinnerung bringt. Das in dem Artikel „Und nun: in die Hände gespuckt“, Nr. 22, Gesagte wird von allen werktätigen jungen Menschen unterstrichen. Jetzt können die vielen Wahlversprechungen eingelöst werden.
Günter Bunger, Aschaffenburg.

Junger, frischer Hund...

... halte ich diesen Bericht in Nr. 22 für eine ausgemachte Schweinerei, die ganz bestimmt nicht in eine Jugendzeitschrift gehört. Es gibt doch soviel nette Dinge im frohen Jugendleben unserer Gruppen, über die man berichten könnte.
Doris K., Stuttgart-Feuerbach

So ist das Marktfräulein

Ich habe mich über euren Artikel mit den Marktfräulein sehr gefreut, weil ich selber schon viele Jahre auf dem Markt stehe. Das ist richtig, daß ihr in eurer Zeitung nicht nur die Filmschönheiten und feinen Frauen bringt. Auch unser Leben ist interessant.
Frau Strick, Kadorf

Eitelkeit indiskret beobachtet

Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein eleganter Modesalon es erlaubt, seine Kundinnen zu belauschen, um sie dann nachher in der Öffentlichkeit lächerlich zu machen (betr. Artikel „Eitelkeit indiskret beobachtet“ Nr. 21, Seite 6). Ferner wird eine Frau, die die Mittel hat, einen eleganten Modesalon aufzusuchen, wohl auch wissen, wer Richard Wagner ist.
Weltmann, Meyenburg 116

Red.: Glauben Sie? wir nicht!

Lieber Kollege Kurt Kaiser-Blüth!

Ich habe Deinen Beitrag zum „Rollenden Einsatz im Aktualitäten-Kino“ Nr. 22 gelesen. Ehrlich gesagt, als ich stehend den ersten Absatz gelesen hatte, habe ich mich erst einmal hingesetzt, um ihn in Ruhe noch einmal zu lesen und ihn dann vielleicht verstehen zu können.

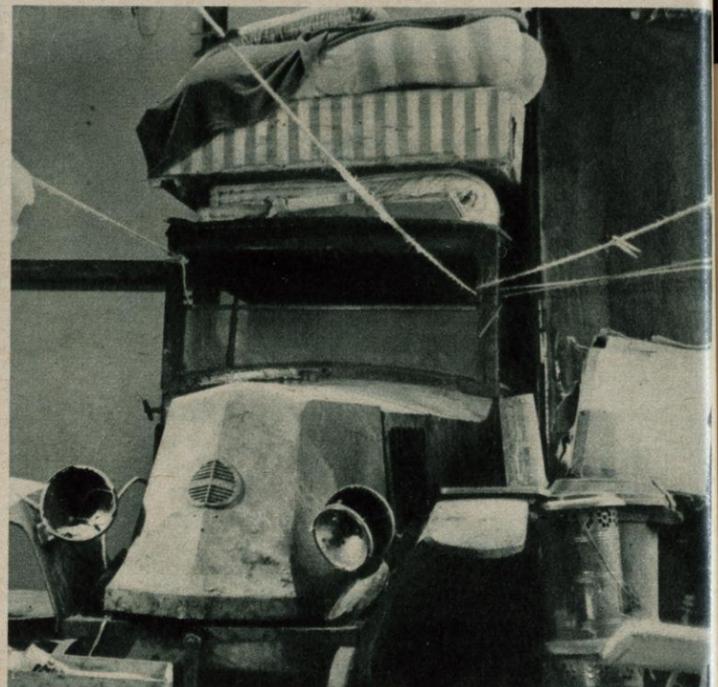
Schönheit der Muttersprache — wo blieb sie in Deinem Artikel? Ich kann darauf nur sagen: „Der Usus mit den Fremdwörtern muß auf ein Minimum reduziert werden.“ Margret Penders

Mädchen im Raubtierkäfig

Derartige Artikel sollten in einer Jugendzeitschrift unterbleiben, zumal — wenn wie hier — der Verfasser keinerlei Ahnung von sozialpädagogischen Fragen hat. Ich bin schon 20 Jahre in der Fürsorge tätig und kann deshalb wohl ein Wort mitreden. Es läßt sich auf diesem Gebiet nicht alles so einrichten, wie der kleine Moritz sich das vorstellt. Unsere Fürsorge-Erziehungs-Anstalten arbeiten durchweg nach den neuesten Erkenntnissen der Sozialpädagogik. Aber gefallene Mädchen kann man nicht immer mit Samthandschuhen anfassen, und ein Arrest zur rechten Zeit hat oft schon Wunder gewirkt.
Luise K., ehrenamtl. Fürsorgerin, Köln



Ein verrücktes Stück Möbel ist Billy Johns, amerikanischer Musikstudent in Paris. In seiner Wohnung steht dieses Tischchen vor einer gekalkten Wand — mit Ziegelsteinen ausbalanciert. Er hat eine Vorliebe für solche altmodischen Kuriositäten, die es drüben in Amerika nicht gibt.



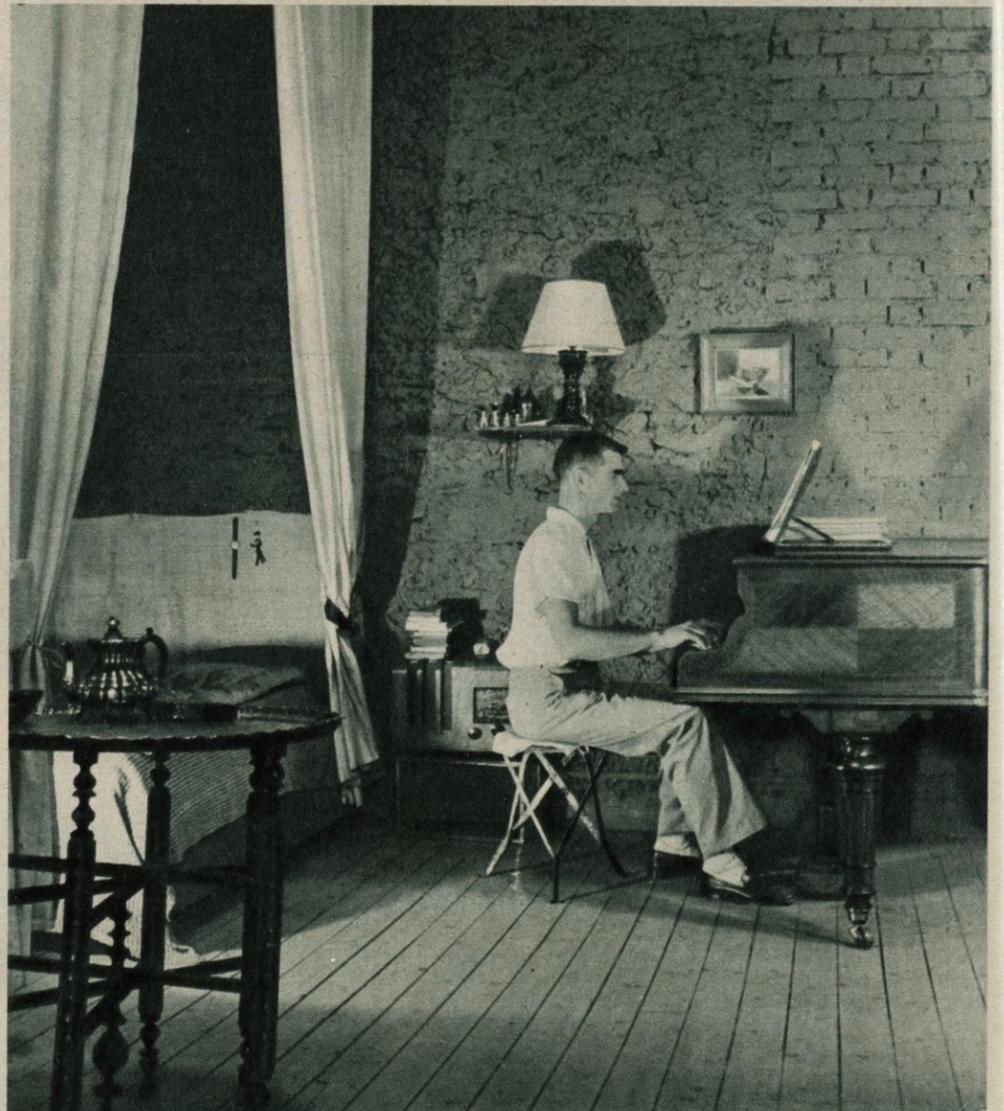
„Das Gästezimmer befindet sich im Parterre“, lud Billy unseren Reporter ein, und führte ihn eine Treppe tiefer. Da stand ein Auto, das noch aus der Französischen Revolution stammen mußte. „Die Matratzen sind aber noch nicht so alt“, versicherte Billy Johns treuherzig.
Fotos: Chadourne

Ein Amerikaner in Paris

Billy Johns macht aus der Not eine Tugend...



Eine Tugend machten diese vier Studenten aus der Not, der Wohnungsnot in Paris. Sie mieteten eine alte Garage, in deren erstem Stock fünf Zimmer waren. Jeder erhielt eins. Das fünfte wurde Küche (Bild oben). Die Möbel sind auf Versteigerungen gekauft. „Teppiche und Tapeten sind doch nur Staubfänger“, meinte Billy. Auf dem türkischen Tischchen (Bild rechts) steht eine russische Teekanne. Außerdem habe ich endlich ein Himmelbett“, freut sich Billy am Flügel.



Hier Auskunft

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Red.

Hörst du die Landstraß!

Dein Artikel in Nr. 19 (Seite 3) veranlaßt mich, einen Wunsch auszusprechen. Ich habe mit vielen jungen Handwerkern gesprochen, die — genau wie ich — gern etwas von Deutschland sehen und ihre Berufskennntnisse erweitern möchten. Wir würden also gern in anderen Städten arbeiten. Hierfür fehlt uns aber die Grundlage. Ich denke da vor allem an Unterkunft und Arbeitsvermittlung. Es glaubt uns doch heute keiner mehr, wenn wir so

als Fremde irgendwo anklopfen, daß wir es ehrlich meinen.

Reinhard K.

Wir würden es sehr begrüßen, wenn das Wandern der Handwerksge-sellen wieder in Schwung käme. Man erweitert — wie Du richtig erkannt hast — hierbei nicht nur sein berufliches Wissen, sondern lernt auch Länder und Menschen kennen und bekommt ein ganz anderes Lebens- und Weltbild als jener, der nie aus seinem Nest herauskommt.

Auch die Handwerksinnungen haben den Wert dieser Sache erkannt und unterstützen fast überall das Gesellenwandern sehr. Art und Weise der Unterstützung sind von Ort zu Ort und von Innung zu Innung sehr unterschiedlich. Setze Dich also einmal mit Deiner zuständigen Innung in Verbindung, die Dir wahrscheinlich dann weiterhelfen wird. Also: Gute Fahrt!

Eigene Bude

Ich bin in der glücklichen Lage, ein eigenes Zimmer

zu haben und weiß das auch zu schätzen. Aber die ganze Freude wird mir verdorben, wenn ich mir den Stall ansehe. Der ist ein Museum für Möbel aus dem Jahre 1890. Das ist aber nicht das Schlimmste. Aus den Möbeln ließe sich etwas machen. Aus dem Bett zum Beispiel ließe sich eine Couch machen, wenn man nur den Sprungrahmen nimmt. Auch das sogenannte Vertiko ließe sich umbauen. Aber meine Eltern sagen, die Möbel seien nicht mein Eigentum und lassen darum keine Veränderungen zu.

Otto G., Aalsdorf b. Aachen.

Wir verstehen Dich vollkommen. Du hast nicht allein solche Sorgen. Das Problem ist uralte. Dem Gesetz nach sind Deine Eltern im Recht. Deshalb können wir Dir schwer einen Rat geben. Wir

können Dir höchstens Eltern das gut umgearbeitete Zimmer. Meistens gefällt es den Eltern dann auch besser.



Möchtest du dich nicht arbeitslos aufstellen!